

Bis wohin Weihnacht leuchtet

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstumm-Zeitung**

Band (Jahr): **11 (1917)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-923454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Unterhaltung

Bis wohin Weihnacht leuchtet.

Von Frau Adolf Hoffmann.

„Treten Sie zu allererst hier ein, Herr Pfarrer,“ sagte der freundliche Aufseher zu dem Gefängnisgeistlichen, der am Weihnachtsheiligabend den neuen Gefangenen einen Besuch machen wollte.

„Wer sitzt denn drin?“ fragte der Seelsorger teilnahmsvoll.

„Es ist ein Junge,“ war die Antwort, „und er muß viel Kummer haben, denn seitdem er gestern Abend eingesteckt wurde, hat er noch nicht zu weinen aufgehört. Die ganze Nacht hörte man ihn schluchzen.“

Mit diesen Worten drehte der Mann einen schweren Schlüssel in einer niedrigen Tür um, und der Besucher trat über die Schwelle in die Zelle hinein.

Es war darin nicht sehr hell, aber das Licht reichte aus, um den neuesten Bewohner zu entdecken. Es war ein schwächlicher, blasser, etwa vierzehnjähriger Junge,* mit Armen und Beinen, die gerade so ausfahen, als ob sie zu einem Skelett** gehörten. Er saß auf seiner ungemütlichen eisernen Bettstelle, das Kinn tief in beide Hände vergraben, und stierte ins Leere.

„Grüß Gott, mein Sohn, es tut mir leid, dich hier zu sehen.“

Die Stimme des Pfarrers war herzlich, man hörte ihr an, wie weh es ihm tat, solch junges Menschenkind unter den Verbrechern anzutreffen.

Des Jungen eisige Finger legten sich auf einen flüchtigen Augenblick in die ihm dargebotene warme Hand, die die seinige freundlich umschloß. Es schien ihm eine leise Ahnung von dem heißen Mitleid seines Gegenübers aufzugehen, denn er hob den Blick, und nun blieben seine traurigen, blauen Augen wie festgebannt an dem wohlwollenden Antlitz haften.

Der Gefängnisgeistliche hatte den einzigen Schemel des kahlen Raumes an sich gezogen und darauf vor dem Knaben Platz genommen. „Zu allererst wünsche ich dir ein gesegnetes Fest, mein Sohn, und dann erzählst du mir wohl, wie du hierher kamst?“

Ein schwaches Lächeln erhellte bei der Erwähnung des Weihnachtsfestes des armen jungen

* Im Ausland kommt es vor, daß so junge Missetäter mit Gefängnis bestraft werden; bei uns kommen sie in eine Besserungsanstalt.

** Knochengeriist.

Sträflings Gesicht. Er blieb aber zunächst stumm, und der Seelsorger hatte viele Mühe, ihn zum Reden zu bewegen.

Endlich schmolz unter heftigem, bitterem Schluchzen das Eis um das erstarrte Herz des unglücklichen Jungen, und während seine Hand wiederum von dem Pfarrer sanft erfaßt war, erzählte er ihm vertrauensvoll folgende Geschichte:

Im Oktober war der Vater des Jungen arbeitslos geworden; da weckte er ihn eines Morgens mit Fußtritten. Es war noch nicht Tag, doch sah das Kind beim Lichte des Delämpchens, daß der Vater einen leeren Sack in der Hand hielt. „Steh' auf, geh' auf das Feld des Nachbarn Martin; er hat gestern Abend dort Kartoffeln ausgraben lassen, füll' den Sack und bring' ihn zurück. Mach' schnell, marsch!“

„Das hieße aber stehlen,“ antwortete schüchtern der Junge, indem er seine fadenscheinige Sacke so flink wie möglich anzog.

„Stehlen,“ lachte höhnisch der Vater, „was kümmert dich das? Ich will nicht hungern.“

Der Knabe zögerte noch. „Aber ich kann nicht, Gott verbietet es . . .“ fing er an.

Da fiel ihm der erboste Vater in die Rede. „Sage lieber, du willst nicht, du Lämmel,“ herrschte er ihn an. „Weißt du was, hier ist mein Knotenstock, mit dem du . . . Mehr brauche ich nicht zu sagen . . . du gehst!“

Und an allen Gliedern bebend, ging der Junge.

Aber so groß auch seine Angst vor der grausamen Strafe war, er mußte doch nach wenigen Augenblicken unverrichteter Sache heimkehren. Denn trotz der frühen Morgenstunde waren Leute auf dem Felde gewesen, die ihn an der Ausführung des Diebstahls gehindert hatten.

Der rohe Vater stand mit der kurzen Tonpfeife in der linken Mundecke draußen an der Tür der Hütte. Als er den Knaben mit leerem Sack herbeikommen sah, hätte er sich vor Wut fast auf ihn gestürzt, doch tat er es nicht, wohl weil er Eile hatte, daß sein Befehl ausgeführt wurde. Auf des Kindes kurzen Bericht antwortete er in drohendem Ton: „So hol' die Kartoffeln wo anders her, sonst . . .“

Zum zweiten Male entfernte sich Fritz. Ohne Kartoffeln durfte er nun nicht mehr vor seinem Vater erscheinen. Wo aber diese hernehmen? O, dies schreckliche Stehlenmüssen! Hätte er jemand gekannt, irgend einen, an den er sich in seiner Not hätte wenden können! Aber es gab niemand.

So irrte der verängstigte Knabe in der Dämmerung dieses kalten Spätherbstmorgens hin

und her. Ihn froh. Er war hungrig und elend. Auch er sehnte sich nach einigen warmen, mehlig-kartoffeln. Wie würden sie ihm doch schmecken! Und wenn sie gar von einem Schluck heißen Kaffees begleitet sein könnten . . .! Es nagte etwas in ihm. Unwillkürlich drückte er seine Hand auf den Magen, um den Schmerz zu lindern.

Da dachte er plötzlich an seinen Schulkameraden Anton, des reichen Löwenwirtes Sohn, der ihm vorgestern lustig gesagt hatte: „Weißt du, Fritz, wir haben unsere große Kartoffelernte schon in die Keller gebracht.“ Da hinein zu dringen konnte nicht schwer sein. Fritz wußte den Weg, hatte er doch einmal mit Anton und anderen Buben dort Verstecken gespielt. Ihn aber jetzt bestehlen?! Vermochte er es? — Da war es ihm, als ob er den erbarmungslosen Stock niederfaulen fühlte . . .

Er ließ den Kopf tief auf seine schmale Brust herabsinken und stieg in den Keller hinab.

Nur ganz wenig Kartoffeln, nicht einmal ein Drittel soviel, als in seinen Sack gegangen wären, hatte Fritz an jenem Tage zu entwenden vermocht, so frebelhaft kam ihm seine Tat vor. Doch die Sache ward ruchbar, und der Knabe wurde „wegen Diebstahls“ in Haft genommen.

Hätte der Richter die eben beschriebenen Umstände gekannt, so würde er sicher den Vater streng und den Sohn gelinde bestraft haben. Aber der Knabe besaß so viel Scham und Ehrgefühl, daß er die Anstiftung durch seinen Vater dem Richter nicht verriet. —

Als an jenem Weihnachtsheiligabend Pfarrer H. die Geschichte jenes Vergehens erfahren hatte, erfaßte ihn ein tiefes Mitleid und eine aufrichtige Liebe zu dem Jungen. Fritz fühlte es deutlich heraus, denn die Liebe ist eine geheimnisvolle, aber große Macht.

Eine Stunde später saß er wieder allein in seiner kahlen Zelle. Allein? Nein, nun fühlte er sich nicht mehr verlassen. „Ich bin dein Freund“, war des Pfarrers Abschiedswort gewesen. Einen Freund zu besitzen, kam dem Jungen wie ein Weihnachtswunder vor. Nur ganz dunkel konnte er sich seiner verstorbenen Mutter erinnern, der einzigen, die ihm zärtliche Worte gesagt hatte. Und nun wurde ihm gar hier, in diesem gefürchteten Gefängnis, eine neue Liebe zuteil! Es war doch schön auf Erden, wenn es solche Christgeschenke gab!

Der Aufseher, der kurz darauf mit den geschmorten Linfen und einem Stück Schwarzbrot eintrat, freute sich über das ganz veränderte

Aussehen des Knaben. „Unser Herr Pfarrer hat da schon wieder eine arme Seele aufgerichtet“, sagte er sich leise, „wahrhaftig, er ist ein Segen für das Gefängnis!“

Als am Abend desselben Tages die Lichter des hohen Christbaumes, den barmherzige Hände für die Sträflinge angezündet hatten, langsam in Verlöschen waren, verabschiedete Pfarrer H. die Gefängnisinsassen einen nach dem andern mit freundlichen, von Herzen kommenden und zu Herzen dringenden Worten. Jetzt trat er an Fritz heran, legte ihm seine Linke auf den Kopf und wollte auch ihm Tröstendes und Mahnendes sagen. Doch der Knabe ließ ihn nicht zu Worte kommen; er hatte des Pfarrers Rechte schon ergriffen und drückte sie so stark zwischen seinen mageren Fingern, während seine nach Liebe dürstende Seele sich in seinen Augen spiegelte, daß der Mann in seiner tiefen Bewegung sich nur niederbeugen und ihn zärtlich umarmen konnte. —

Ein paar Monate vergingen. Fritzens Gefängnisstrafe neigte sich ihrem Ende zu. Und sie hatte sich in eine selige Zeit verwandelt; denn das Geschenk, das zu Weihnachten ihm besichert worden, hatte den Jungen merkwürdig reich gemacht. Statt weiter den Kopf zu senken, hob er jetzt die Augen auf und schaute die Menschen an mit einem eigentümlichen Vertrauen, das sie oft wundersam ergriff. Er war der allgemeine Liebling geworden, und selbst die finsternen Blicke der verhärteten Sträflinge wurden bei seinem Anblick manchmal weich.

Heute galt es, dem Vater die bevorstehende Entlassung zu berichten. „Bitte, hol' mich ab, lieber Papa,“ schrieb der Junge. Er freute sich, einen neuen Anfang zu machen und nahm sich vor, seinem verbitterten Vater ein guter Sohn zu sein. Am übernächsten Tage kam schon die Antwort. Sie lautete: „Ich hole dich nicht, ich nehme dich nicht wieder auf, denn du hast mich vor den Menschen blamiert.“*

Dem erblassenen Fritz tanzten die Buchstaben vor den Augen. Es war ein schrecklicher Anblick. Was wäre wohl aus ihm geworden ohne den Freund von Weihnachten her? Wahrscheinlich ein verlorenes Menschenkind.

Bald nach dem Briefe war aber der treue Seelsorger erschienen. Er schloß den von neuem ganz Verzweifelten in seine Arme.

„Gräm' dich nicht, es wird dir ein Heim offen stehen.“ Da versiegten** des Knaben Tränen.

* blamieren = bloß stellen, beschämen.

** versiegen = vertrocknen.

Als drei Tage später Fritz aus dem Gefängnis entlassen wurde, stand seinem Versprechen gemäß Pfarrer H. richtig am großen eisernen Tore, um ihn abzuholen. „Komm,“ sagte er einfach, ihm die Hand entgegenstreckend.

Die Sonne schien hell. Der Rotdorn blühte. Eine Amsel pfiß. Es war ein herrlicher, wonniger Frühlingstag. Und des Knaben Herz ging in Sprüngen. Solches Glück sein eigen nennen dürfen: Freiheit, einen Freund, und sogar ein ihn erwartendes Heim besitzen. War es nicht zu schön?

Und als er sich in der bescheidenen, ihm aber wie ein Palast vorkommenden Pfarrwohnung befand, als er der warmherzigen Hausmutter gegenüber saß, fehlte nichts mehr an seinem Entzücken.

Von Tag zu Tag wurde er fröhlicher und dem wohlthätigen Pfarrerspaar lieber. „Was werde ich ohne Fritz anfangen,“ meinte bedauernd Frau Pfarrer, als sich nach ein paar Wochen ein braver Schmiedemeister gefunden, der, trotzdem man ihm die Vorgeschichte erzählt hatte, sich gern bereit erklärte, Fritz in die Lehre zu nehmen.

Aus dem Frühling wurde der brennende Sommer, und dann kam wieder der farbenreiche Herbst. Ueberbürdet mit Arbeit und nachher sogar monatelang verreist, hatte Pfarrer H. sich nicht nach seinem kleinen Pflegesohn umsehen können. Da erschien eines Abends der Schmiedemeister, um über den Lehrling zu berichten.

„Was wird er zu sagen haben?“ dachte Herr H. mit einiger Bangigkeit, als er den biedereren Handwerker in sein mit Büchern fast ganz ausgestaffirtes Arbeitszimmer eintreten sah. Wie alle Wohltäter der Menschheit hatte auch dieser treue Mann so viele Enttäuschungen von seinen besten Hoffnungen erlebt, daß er sich niemals über einen Schützling ganz zu freuen wagte. Heute sollte ihm aber gewiß kein Schmerz bereitet werden, dazu strahlten die Augen des ehrlichen Schmiedemeisters zu hell.

So trat ihm der Geistliche mit Zuversicht entgegen. „Sie kommen, mir Nachrichten zu bringen, lieber Herr Müller, hoffentlich gute, ich sehe es an Ihrem Gesichtsausdruck.“

„Herr Pfarrer,“ erwiderte der Meister, „ich habe noch nie einen Lehrling gehabt, mit dem ich auch nur halb so zufrieden gewesen wäre wie mit diesem. Ich betrachte ihn nicht mehr als einen Fremden, sondern als einen lieben jungen Bruder, dem ich volles Vertrauen schenken kann. Wie das gekommen ist, muß

ich Ihnen erzählen. Es ging nämlich folgendermaßen zu: Vor vierzehn Tagen kam ich an einem Abend verspätet von der Schmiede nach Hause zurück. Es mochte gegen 9 Uhr sein. Da trat mir meine Frau etwas bestürzt entgegen.

„Wilhelm, es muß jemand Fremdes im Hause sein, denn schon seit ein paar Minuten höre ich, wie einer auf dem Söller,* da, wo der Lehrling schläft, laut und deutlich spricht. Wer kann es sein? Da ist gewiß etwas nicht in Ordnung. Ich traue mich aber nicht hin, um nachzuschauen.“

„Du Narrchen,“ antwortete ich, „wer wird so ängstlich sein. Da wollen wir gleich sehen.“ So zog ich meine Schuhe aus und stieg behutsam auf Socken die Treppe hinauf, um nach dem Rechten zu sehen. Die Tür des Söllers war nur angelehnt, und ich konnte deutlich den Knaben erkennen. Er war allein, kniete vor seinem Bett und betete laut. Ich konnte gerade die Worte erlauschen: „Ich danke dir, lieber Gott, daß du mich zu einem so guten Meister und zu einer so lieben Frau Meisterin, die immer so schöne Butterschnitten schmiert, gebracht hast. Vielen Dank auch für den großen Freund, den ich von dir am letzten Christfest bekam, ich hatte vorher nicht gewußt, daß es solche Menschen in der Welt gibt.“ Da zog ich still meinen Kopf zurück, ging wieder hinunter und sagte zu meiner Frau: „Siehe, er betet.“ Nun wissen wir beide, daß wir uns auf diesen Lehrling ganz verlassen können.

Der Meister schwieg, sein Gesicht strahlte noch. Auch Pfarrer H. war tief bewegt. —

Heute ist aus jenem armen Kinde ein tüchtiger Schmied geworden, der selber Lehrlinge aufnimmt und sie gut behandelt. Er hat auch eine treue Frau, mit der ihn Pfarrer H. traute. Zuerst, als er daran zu denken begann, sich mit ihr zu verloben, war er sehr verzagt. „Wird sie mich nehmen, mich, der ich einmal im Gefängnis gefessen?“ fragte er sich sorgenvoll. „Was finge ich an, wenn sie mich verstieße?“

Das Herz des großen Fritz bebte, er war noch erschrockener als damals, da der Vater dem kleinen Fritz mit dem Stocke drohte.

„Beunruhige dich nicht, mein Sohn,“ sagte gütig lächelnd der ehrwürdige Pfarrer, als er von dieser Angst erfuhr. „Ist deine Zukünftige von echtem Schrot und Korn, dann läßt sie trotz des Schattens, der einst auf deine Kindheit fiel, nicht von dir ab. Laß mich ihr in deiner Gegenwart alles erzählen.“

* Söller = Estrich.



Da sie den Stern sahen, wurden sie hocherfreut. (Matth. 2, 10.)

Das geschah am folgenden Sonntagnachmittag.

Da brach das junge Mädchen in Tränen aus, reichte Fritz die Hand und sagte innig und bescheiden: „Ich habe dich jetzt noch viel lieber als vordem.“

Nun besaß Fritz alles Glück der Welt, den treuen Freund, der ihm damals als Christgeschenk beschert worden war, eine vielgeliebte, treffliche Lebensgefährtin und den Heiland, dem er schon zur Zeit seines tiefsten Elends, zu dienen angefangen hatte. Schritt für Schritt wollte er Ihm weiter folgen.

Und als Erstes auf diesem himmelanführenden Wege öffnete er seinem nun altersschwachen Vater das traute Heim, das ihm zuteil geworden, und pflegte ihn bis an dessen Lebensende, dadurch Böses mit Gutem vergeltend.

Allerlei aus der Taubstummenvvelt

Basel. Eindrücke in Basel. Als ich mich im letzten Monat Geschäfte halber in Basel aufhielt, kam ich öfter mit den dortigen Taubstummten zusammen und da fiel mir in angenehmer Weise auf, wie die Mitglieder des Vereins „Helvetia“ und des Taubstummtenbunds und -Reiseklub“ so freundschaftlich miteinander verkehren. Verschwunden sind Eifersucht und Aufheberei und bei ihren Zusammenkünften vernahm man keine Klagen über andere und kein Verklagen wurde laut. Die Mitglieder der zwei Vereine nehmen gegenseitig an ihren Veranstaltungen teil in aller Brüderlichkeit.

Es wird z. B. seit November ein Kurs in einfacher Buchhaltung gegeben, an welchem Mitglieder der beiden Vereine teilnehmen, und es war mir eine Erquickung, zu sehen, wie eifrig da Alte und Junge lernen, um es dann für ihre Haushaltung oder in ihrem Beruf zu verwerten.

Sehr beneidete ich den „Taubstummtenbund“ um sein eigenes Lokal, wo sich die Mitglieder am Werktagabend, Sonntagnachmittag und -abend aufhalten, die schöne, eigene Bibliothek benützen und allerlei Spiele machen können. Das ist eine große Wohlthat, besonders für alleinstehende Taubstumme, die nicht wissen, wo bei schlechtem Wetter ihren Feierabend oder Sonntag verbringen! Wie angenehm ist es auch für sie, dann immer Kameraden anzutreffen, mit denen sie plaudern oder spielen können. Dankbar genießen die Basler Taubstummten diese wohlthätige Einrichtung, welche ich längst auch den Bernern wünsche.

E. S.

Suzern. Der Taubstummtenklub „Edelweiß“ hat sein Lokal vom Babaria-Hotel nach dem Café Pilatus, Obergrund, verlegt. Seit dem 21. Oktober verkehren die Taubstummten in diesem neuen Lokal.

Am Sonntag den 16. November hielt dieser Klub „Edelweiß“ seine 16. Generalversammlung im Café Pilatus ab. Jahres- und Kassenbericht wurden genehmigt, dem Kassier Kubli für die richtige Rechnungsführung der beste Dank ausgesprochen. Wegen schwachem Besuch konnte kein Beschluß gefaßt werden. Wegen den verteuerten Fahrtaxen hatten die auswärtigen Mitglieder nicht kommen können. Der Vorstand wurde für ein weiteres Jahr bestätigt, als zweiter Revisor Oswald Mager gewählt. Nach